

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 2

Artikel: Arabien - Märchen und Ölmilliarden : Länder, Menschen und Probleme im Nahen Osten
Autor: Keiser, Helen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arabien – Märchen und Ölmilliarden

Von Helen Keiser

Länder, Menschen und Probleme im Nahen Osten

Kann man heute noch über Arabien schreiben? Kann eine Frau allein durch dieses Gebiet reisen und unter den ‚gefährlichen‘ Arabern leben? So fragt sich wohl mancher nach der Lektüre seiner Tageszeitung. Helen Keiser kann es. Seit rund fünfzehn Jahren ist sie in den Ländern zwischen Mittelmeer und dem Indischen Ozean unterwegs und hat in den arabischen Städten, aber auch abseits der großen Straße in Fellachendörfern und in der Wüste gelebt. Statt der prophezeiten Gefahren fand sie Hilfe und Gastfreundschaft im Beduinenzelt wie im Königspalast und lernte auch Sprache, Sitten und Bräuche kennen. Reportagen, Bücher, Vorträge sind das Ergebnis dieser Reisen. – Hier ein Querschnitt durch dieses uns fremde Arabien in Vergangenheit und Gegenwart.

B.H.

Schiffsirenen heulen in der Morgendämmerung. Das Meer liegt noch grau, fast unbewegt. Über der östlichen Küste leuchtet die schneebedeckte Kette des Hohen Libanon. Bergland der berühmten Zedernwälder, wo Salomon die schönsten Stämme für den Tempelbau schlagen ließ und Jahrhunderte später die Perserkönige die Deckenbalken für ihre Prachtspaläste bezogen.

Kostbares Handelsgut wurde damals an dieser Küste umgeladen: Weihrauch und Myrrhe von den Karawanen aus Südarabien gebracht, Gewürze aus Indien und Seide aus China. Heute wird Erdöl aus der arabischen Wüste ans Mittelmeer gepumpt, und unser Schiff hat gestern in Alexandrien Zwiebeln und Knoblauch an Bord genommen; der Geruch dringt vom Zwischendeck herauf.

Die Motoren laufen nur noch mit halber Kraft, und aus dem gleißenden Wasser steigt die Hafenstadt Beirut wie eine Fata Morgana. Kein Märchenbild; viel eher scheint es, als hätte der Kapitän sich um etwa hundertachtzig Grad im Kurs geirrt, denn die Skyline besteht aus modernsten Hoch-

häusern. Etwas enttäuschend für den romantischen Morgenlandreisenden.

Rasselnde Ankerketten, Landung. Zollkontrolle zwischen Haschisch und geschmuggelten Waffen. Ich nehme ein Taxi. Der Chauffeur fordert zum voraus fünf libanesisches Pfund. Ich zahle – wer kennt schon den Tarif? Dann beginnt er sich aber plötzlich mit einem Landsmann zu raufen. Nachdem er die Kampfunde beendet und der Staub sich gelegt hat, steigt mein Fahrer indessen wieder ein – und sein Gegner überreicht mir strahlend zwei Pfund! Jetzt kenne ich den Tarif und ein kurioses Muster arabischer Gastfreundschaft!

Der Wagen hält vor einem Hotel, welches ‚Grand‘ heißt und am Meer liegt, aber glücklicherweise weder außen, noch innen, noch preislich grand ist. Dafür bezaubernd wie kein zweites Hotel in der hotelreichen Stadt Beirut. Hohe Räume mit ausgetretenen Marmorfliessen, etwas schiefen Bogenfenstern, und Teppiche überall – an den Wänden, auf den Böden und über weiche Diwane gebreitet. Verblichene Pracht und Herrlichkeit aus der Zeit des seligen Sultans Selim.

Im übrigen ist Beirut modern. Tüchtige levantinische Kaufleute, die Nachkommen der Phoenizier haben hier so etwas wie ein orientalisches Wirtschaftswunder geschaffen; das verschlafene Hafenstädtchen der Vorkriegszeit in eine amerikanisch anmutende Metropole verwandelt – Traum eines jeden Arabers in Bagdad und Kuwait, Riyadh oder Aden. Die Ölscheichs besitzen hier ihre Villen, und am Stadtrand liegen die Elendssiedlungen.

Die fruchtbare Küste des Libanon ist voller Kontraste, und die Bewohner sind vom mediterranen Schlag; um Arabien zu erfahren, müßte man wohl hinter diese blendende Kulisse sehen.

Damaskus

Der Muezzin ruft vom Minarett der großen Omayyaden-Moschee und die Rufer von den anderen Moscheen antworten ihm – *Allahu akbar*, Gott ist

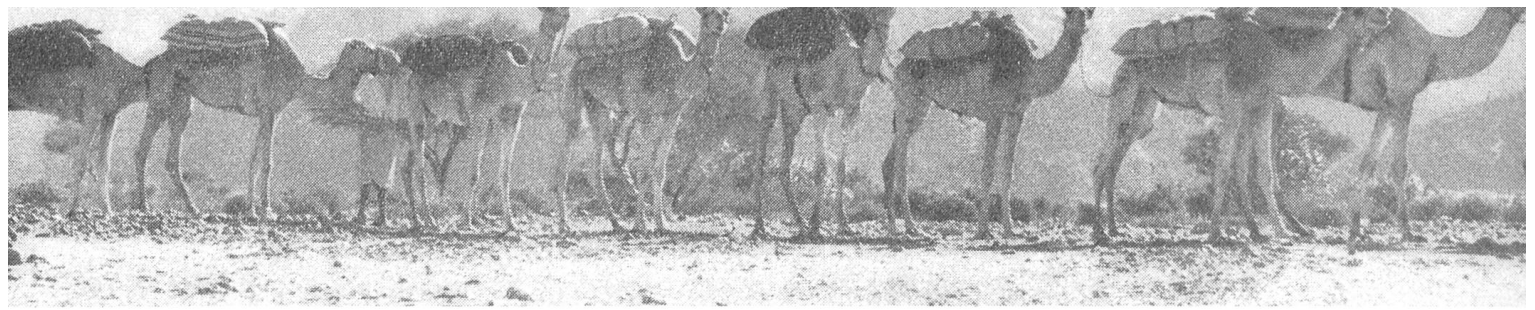
der Größte – Ruf und Echo, das sich von Minarett zu Minarett über die alte Araberstadt hinschwingt.

In Damaskus vergißt man die Zeit. Monate sind vergangen, seit ich über das kahle, kalte Libanongebirge in die Oase der sieben Flüsse kam. Damals standen die Aprikosengärten in rosa-roter Blüte; mittlerweile sind schon die Früchte reif geworden und unter meinem Fenster schreien die Händler von morgens bis abends ‚Mischmisch‘ (Aprikosen). Soviel arabisch habe ich schon gelernt und feilschen natürlich.

Ohne ordentliche Feilscherei macht der Handel im Morgenland keinen Spaß, weder dem Händler, noch dem Käufer. Ich möchte sogar behaupten, daß man durch Feilschen Freunde gewinnt. Und damit sind wir schon mitten im ‚Sûk‘, dem arabischen Basar, wo das Herz der Orientstadt schlägt. Die kleinen Leute kommen hierher, um Joghurt und Essiggurken zu kaufen; Bauern kommen aus den Dörfern und Beduinen aus der Wüste, um für ein Schaf oder ein Paar Hühner Zucker, Reis und Kaffee einzuhandeln. Doch auch die Vornehmen aus dem Villenviertel am Dschebel Kassioune begeben sich in den Sûk, wenn sie Gold und Perlen, Seidendamast, Brokat oder einen Teppich benötigen.

Ich bewundere die Philosophie der arabischen Händler. Oft besuche ich Abu Ali, der an einer Seitengasse des Sûk-el-Hamidiyeh einen Vier-Quadratmeter-Laden besitzt. Er thront zwischen sorgsam geschichteten grünen und weißen Seifentürmen und hält außerdem Kerzen, Weihrauch und Rosenwasser feil. Abu Ali trägt Fez und den gestreiften Kaftan der älteren Generation und ist König der guten Düfte. Ich habe bei ihm schon eine Handvoll kostbaren Weihrauch gekauft, und mehr Seife als ich je verbrauchen werde, weil ich es liebe, mit dem Alten um ein oder zwei Piaster zu feilschen, oder auch seine Geschichten zu hören, während er mit sorgsamer Hand wägt.

Der Seifenhändler kümmert sich wenig um Regierung, Vorschriften oder eine Politik, die sich außerhalb



des Basars abspielt. Er macht seine Bude auf oder zu, wann immer es ihm gefällt, hält Siesta hinter dem grünen Turm und sitzt oft noch spätabends im Schein der Karbidlampe. Er denkt nicht daran, seinen Laden zu vergrößern und er würde um keinen Preis den Sûk verlassen, um in der Neustadt ein vornehmeres Geschäft zu eröffnen. Wo bliebe da die Beschaulichkeit – das nachbarliche Gespräch und das Kaffeetrinken mit den Kunden? Ein moderner Laden muß ja amortisiert werden, damit man baldmöglichst einen noch moderneren Laden bauen kann. Das wäre reinste Sklaverei!

Und der Profit? Man verkauft ein paar Stück Seife aus Olivenöl, zwei Kerzen und ein Fläschchen Rosenwasser, gerade so viel wie die Familie täglich zum Leben braucht. Geld auf die Bank tragen? Wozu? Das Kapital liegt in den Seifentürmen, und im übrigen hat der Prophet verboten, Zinsen zu nehmen. Westliche Marktforscher mögen ihre Köpfe schütteln; Abu Ali findet neben dem Handel noch Zeit, den Koran und arabische Poesie zu lesen und bekommt wohl auch keinen Herzinfarkt.

Durch den Basar bin ich zur Moschee gekommen. Sûk und Moschee gehören untrennbar zur arabischen Stadt. Aus dem Dunkel der überdachten Gasse tritt man in den weiten lichterfüllten Hof. Arkaden im Geviert, geschmückt mit Mosaiken auf Goldgrund; in der Mitte der Brunnen und Taubengeflatter wie auf dem Marktplatz von Venedig.

Die Schuhe muß ich vor dem Tor lassen. Der Innenraum liegt dämmrig still. Es ist wunderbar, barfuß über die ungezählten Teppiche zu gehen. Sanftleuchtende Orientteppiche, von den Pilgern aus Isfahan und Schiraz, Buchara und Samarkand gebracht. Rot dominiert.

Ein Betender berührt mit der Stirne den Boden vor der Nische nach Mekka zu. Umgeben von seinen Schülern liest der Koranglehrte aus dem heiligen Buch, welches auf einem geschnitzten Ständer aufgeschlagen vor

ihm liegt. Auch der Andersgläubige wird ergriffen und spürt die starke Verbundenheit in der Religion Mohammeds, die von der Küste Nordafrikas über Arabien bis weit in den Fernen Osten reicht.

Und doch sind wir Europäer skeptisch. Ob nicht auch der Islam mit seinen, wie mir schien, allzu harten Vorschriften im zwanzigsten Jahrhundert reformbedürftig sei, habe ich einen jungen gebildeten Moslem gefragt – man denke an die fünf täglichen Gebete, die einmonatige strenge Fastenzeit und die Pilgerfahrt nach Mekka. – «Kann der Fabrikarbeiter, der Beamte in einem modernen Staat noch solche Forderungen erfüllen?»

«Äußere Härten schaffen innere Werte», erwidert der Araber. «Jede Religion – Gott selbst fordert, im Islam ebenso wie im Christentum. Unsere Vorfahren sind zur Kalifenzeit durch die Religion stark geworden.»

Man vergißt im Westen leicht, daß der Islam schon im Mittelalter eine hohe Kultur hervorgebracht hat! Haben nicht im achten und neunten Jahrhundert die berühmtesten Gelehrten der damaligen Welt in Damaskus und Bagdad Astronomie, Mathematik und Medizin gelehrt? Diese Städte besaßen riesige Bibliotheken, während damals in abendländischen Klosterbüchereien nur wenige Handschriften zu finden waren. Und endlich, im zwölften Jahrhundert kam arabisches Wissen über Andalusien nach Europa, wurde an den Hochschulen von Paris und Bologna doziert und weiterentwickelt bis in unsere Zeit.

«Wenn damals solche Leistungen auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet möglich gewesen sind, sollte uns auch heute die Religion kein Hindernis sein!» meint der junge Araber zuversichtlich. Der Ruf des Muezzin hat seine Bedeutung noch nicht verloren.

Der das Blut hat

Der Beduine hält sein Dromedar zurück und richtet sich spähend im Sattel auf: «Dort liegen die Zelte!»

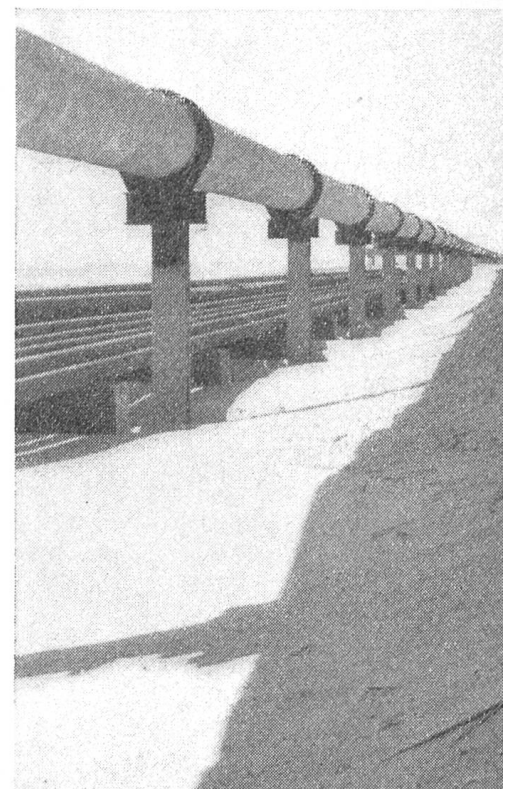
Ich bin erleichtert nach diesem langen heißen Ritt durch die südjordani-

sche Feuersteinwüste. Zumeist weiß niemand zu sagen, wo ein Stamm sich gerade aufhält, weil die Beduinen ständig unterwegs sind auf der Suche nach Weiden für die Herde.

Hier am Westrand der arabischen Wüste gibt es wenig bebaubaren Boden; einige grüne Oasen um die Quellen der Hochebene und die wenigen wasserführenden Wadis, dann die künstlich bewässerten Felder tief unten im Jordantal. Nur die Mittelmeergebiete von Libanon und Palästina erhalten genügend Niederschlagsmengen, während hinter dem hohen Bergwall Bauern und Beduinen vom Winterregen abhängig sind. Doch ist dieser ersehnte Regen schon manches Jahr ausgeblieben.

Der Fellache nutzt jeden Quadratmeter fruchtbaren Landes, wie etwa der Bauer in einem Schweizer Bergtal; unter oft unerbittlich harten Bedingungen säubert er seine Felder von Steinen, pflügt, bewässert sie mit Hilfe von sorgsam angelegten Kanälen und baut kleine Erddämme, damit kein Tropfen Wasser verloren gehe. Und er ist zufrieden, wenn Gerste oder Weizen auch nur fünfzehn Zentimeter hoch gedeihen.

Ölleitungen in Saudi-Arabien



Arabien

Hier aber gibt es nur noch Steine, dazwischen Disteln und Kameldorn, manchmal eine einsame Tamariske als Wegweiser der Beduinen. Wir reiten zu den Zelten hinab, die aus der Ferne unsichtbar im Schutz einer Mulde liegen.

«Das größte Zelt gehört Faisal, unserem Stammes-Scheich!» erklärt stolz mein Begleiter. Die Ausmaße dieses Zeltes sind respektabel; ich schätze die drei durch gewobene Wände getrennten Räume auf eine Gesamtlänge von guten zwanzig Metern und sechs bis sieben Meter tief. Hundert Leute finden da leicht Platz.

Doch zum Staunen bleibt keine Zeit, da der Hausherr erscheint, Seine Exzellenz Scheich Faisal ibn Jasi; eine vornehme Erscheinung im langen goldverbrämten Hirtenmantel und schneeweißem Kopftuch, von dem sich das scharfgeschnittene Falkengesicht abhebt. Sein Bart ist streng nach beduinischer Art geschnitten und die tiefhängenden Augen verraten Klugheit und Humor. Ich lernte den Scheich in der Hauptstadt kennen und er forderte mich auf, ihn in seiner Wüstenresidenz zu besuchen.

Er heißt uns willkommen, nimmt meine Hand nach arabischem Brauch und führt mich ins Zelt an den Platz zu seiner Rechten. Der südjordanische Stamm der Howeitat hat 1917/18 beim Aufstand gegen die Türken mit dem berühmten und damals weitherum gefürchteten Führer Auda abu Taje und dem britischen Obersten Lawrence eine bedeutende Rolle gespielt. Scheich Faisal ist Audas Nachfolger als Gebieter über etwa sieben-tausend Zelte und einer der mächtigsten Männer im Lande; er sitzt im Parlament und vertauscht auch gelegentlich das schwarze Ziegenhaardach mit dem Hilton-Hotel einer Weltstadt.

Das lange Gewand des Beduinenführers mag an biblische Vergangenheit erinnern, doch der rote Amerikanerwagen vor dem Zelt repräsentiert die Gegenwart. Scheich Faisal meistert die zwanzig in Chrom verpackten Pferdestärken genau so gut wie

seine arabische Vollblutstute. Er steht mitten im Umbruch und ist vielleicht der letzte eines glorreichen Zeitalters, welches in den Wüsten Arabiens zweitausend Jahre währte und mit der Entdeckung des Erdöls und dem Einbruch der Technik ein allzu plötzliches Ende findet. – Faisals Söhne tragen Bluejeans und werden ein Studium absolvieren.

Durch das grobe Gewebe des Zelt-daches rieselt das gefilterte Licht des Nachmittagshimmels und ein leise durch den Raum streichender Wind läßt die atemberaubende Außentemperatur vergessen. Geraume Zeit schon hantiert der Koch an der eingetieften Feuerstelle zwischen vielen glänzenden Messingkannen. Denn die Gastfreundschaft beginnt hier mit Kaffee, der zeremoniell zubereitet wird, also keineswegs mit dem italienischen Espresso verglichen werden kann.

Die noch grünen Bohnen werden zuerst in der langstieligen Eisenpfanne geröstet und dann in den hölzernen Mörser geschüttet. Den Mörser zwischen seinen Füßen stampft der Koch nun den Kaffee, daß weitherum der trockene Boden dröhnt. Darauf schürt er wieder die Glut, bringt das Pulver in der ersten Kanne zum Kochen, gießt die Brühe in den nächsten Topf, gibt ein paar bittere Kardamomkörner hinzu und stellt das Ganze wieder ins Feuer. Endlos geht es so weiter, das Aufkochen und Umschütten von Kanne zu Kanne, deren eine stattliche Anzahl vorhanden sind. Nein gewiß nicht espresso – man hat Zeit.

Mit der schönsten langschnabligen Kanne in der linken Hand und in der Rechten eine Batterie kleiner klirrender Porzelanschälchen kommt der Koch zum Hausherrn. Faisal bedeutet, daß er der Fremden zuerst einschenken soll – eine Ehre in der beduinischen Männerwelt; dies bedeutet aber auch, daß der Gast, gleichgültig wer er sei und woher er komme, hier Anerkennung und unbedingten Schutz findet. Die alten ritterlichen Gesetze haben noch Gültigkeit.

Alle Gäste kommen an die Reihe, die sich auf Teppichen und Matratzen

der Zeltwand entlang niedergelassen haben; jeder schlürft dreimal von dem starken ungesüßten Getränk und schwenkt dann das Schälchen in seiner Hand zum Zeichen, daß er genug habe. Dabei zu reden wäre unfein.

Manche Besucher sind von weither gekommen, um dem Stammesscheich ihre Anliegen – Weiderecht, Krankheit, Brautkauf – vorzutragen. Faisal hört jeden, gibt Ratschläge, entscheidet Streitfragen und verspricht Hilfe, wenn einer in Not geraten ist. Er hat auch die Stammesangelegenheiten beim König zu vertreten.

Währenddessen unterhalte ich mich auf arabisch mit Hamduh, einem von Faisals Brüdern, deren es ziemlich viele geben soll. Denn der Vater, Scheich Jasi, habe noch vierzig Frauen besessen, wie es das Ansehen eines so bedeutenden Mannes damals verlangte. Die Führerrolle geht jedoch nicht unbedingt vom Vater auf den ältesten Sohn über. Es gibt eine Bezeichnung für den Auserwählten ‚Der das Blut hat‘ – eine starke Persönlichkeit; ein Mann, der sich durch Mut, Klugheit und großzügige Gastfreundschaft auszeichnet und dessen Unternehmungen vom Glück begünstigt sind. Keinem andern folgen die unsteten Beduinen.

So fühlten sich die Wüstensöhne bisher auch nur Familie und Sippe verbunden; der Staat war für sie ein abstrakter Begriff. Sie anerkannten den Stammes-Scheich als einzige Autorität und was außerhalb ihres weiten Wandergebietes, der ‚Dirah‘, lag, kümmerte sie nicht. Daher vermochten nationale Ideen in Arabien noch nicht wirklich Wurzeln zu fassen.

Während die Männer im Kreis reden und da und dort ein Alter versonnen mit der Gebetskette spielt, ist die Aufmerksamkeit des Zeltherrn überall. Mit einem Blick, einer Handbewegung dirigiert er irgendwelche geheimnisvolle Vorgänge, welche sich hinter der Trennwand im Nebenraum abspielen. Eifrig gehen seine Söhne hin und her, doch keine einzige Frau ist zu sehen.

Die Jungen bringen Krug und Was-

Arabien

serbecken, schütten jedem Gast Wasser über die Hände und reichen ihm das Tuch. Dann tragen zwei Männer die riesige runde Kupferplatte herein und setzen sie in der Zeltmitte nieder: das Festmahl der Beduinen, Reis und Hammelfleisch, gekrönt vom Kopf des geschlachteten Tieres mit grausig entblößtem Gebiß und mit Herz, Leber und Fettschwanz als besondere Delikatessen dekoriert.

Der Scheich fordert die vornehmsten Gäste namentlich zum Essen auf, und er muß dies wiederholt und sehr energisch tun, weil es unschicklich wäre, gleich dem ersten Wink Folge zu leisten. Das strenge Protokoll muß beachtet werden, auch wenn man auf der Erde sitzt und mit den Händen ißt. Das heißt – nur mit der rechten Hand, die Linke wird auf den Rücken gelegt. Der Zeltherr und weitere Tischnachbarn schieben mir die besten Happen zu, weit mehr als ich bewältigen kann. Der Gast muß essen, vor allem Fettschwanz.

Man ißt rasch und schweigend, segnet dann den Gastgeber und sein ‚Haus‘, womit der Harem gemeint ist, weil man die Frauen nicht erwähnen darf, und zieht sich zum abschließenden Händewaschen zurück. Denn hungrig wartet schon die nächste Runde. Es geht dabei in bestimmter Reihenfolge nach Rang und Würde, bis alle Gäste satt sind. Die Familie des Zeltes ißt erst zuletzt, muß sich also mit den Resten begnügen; eine harte Disziplin, die schon ein kleines Beduinchen beherrscht. Zudem kommt Hammelbraten in der Wüste nur selten, bei großen Festen, zwei oder dreimal im Jahr auf den ‚Tisch‘; sonst besteht der tägliche Speisezettel aus dünnem Weizenbrot, dazu Tee oder Wasser und manchmal ein wenig Ziegenkäse oder Datteln.

Draußen ist es dunkel geworden, da und dort brennt eine Petrollampe und der weiße, würzige Geruch des Ginstersfeuers hängt unter dem bauchigen Zeltdach. Faisal erzählt vom Großstamm der Howeitat mit seinen zahllosen Unterstämmen, deren Weidegründe von Jordanien über Sinai bis



König Faisal von Saudi-Arabien

Ägypten und im Süden weit nach Saudi Arabien hinein reichen. Die Stämme sind also nicht eigentlich einem Staat zugehörig und ziehen über die Grenzen. Die Ältesten erinnern sich auch noch an Jagden und glorreiche Raubzüge, welche schon fast zur Legende geworden sind.

Die große Zeit der Wüstensöhne ist vorbei; den Regierungen der neugeschaffenen Staaten ist das Nomadentum längst ein Dorn im Auge. Raub und Blutfehde werden mit Gefängnis bestraft und dröhnende Motoren haben die legendären Kamelkarawanen verdrängt. Die wandernden Stämme, ihrer Existenzmöglichkeiten weitgehend beraubt, müssen allmählich sesshaft werden.

Solches hat Scheich Faisal längst erkannt; unter seiner Kontrolle ist ein umfangreiches Beduinen-Siedlungsprojekt entstanden. In einem geologisch untersuchten Gebiet wurden Brunnen gebohrt und schon die ersten Bäume gepflanzt. Einfache Häuser sollen die Zelte ersetzen; eine Moschee und zwei Schulen stehen ebenfalls auf dem Plan. Faisal sieht darin den Anfang für eine bessere Zukunft seiner Stammesleute, weiß er doch, wie hart und entbehrungsreich ihr Leben bisher war.

«Doch werden die Beduinen mit der Sesshaftigkeit nicht die strengen Gesetze der Wüste aufgeben und ihre Würde verlieren? Und werden sie nicht bald auch ihre Lieder und Legenden vergessen haben? Ist es nicht traurig, kein Zelt mehr zu haben...?» wage ich einzuwenden.

«Gemach!» lächelt der Scheich, «ein Haus gegen Wind und Winterregen ist gut, auch ein Brunnen und ein Weizenfeld ist gut. Aber...» er blickt zwischen den Zeltpfosten in die funkel-

de Nacht hinaus, «im Sommer kann man doch nicht in einem steinernen Haus leben – da zieht es uns wieder hinaus in die Wüste!»

Soweit ist auch der Parlamentarier Scheich Faisal ibn Jasi Beduine geblieben; die Lebensweise von Jahrtausenden ändert sich nicht in einer einzigen Generation. Das Morgenland braucht Zeit.

Nach der Sintflut

Mit Tausendundeine-Nacht-Vorstellungen bin ich nach Bagdad gekommen und fand an der nach dem Märchenkalifen benannten und von modernsten Geschäftshäusern und Banken flankierten Raschid-Straße lediglich ein internationales Verkehrschaos. Enttäuscht reiste ich nach Samarra, wo sich eine goldene Moschee im Tigris spiegelt. Unter dieser Moscheekuppel liege der zehnte Imâm Ali al-Hadi begraben, verriet mir ein gläubiger Moslem, Samarra sei außerdem vor achthundert Jahren Kapitale des Kalifenreiches gewesen, erklärte ein traditionsbewußter Araber, und dann begegnete ich einem modernen Iraker, der verkündete: «In Samarra steht der große Damm!»

Der Samarra-Damm ist nur einer von vielen in den letzten Jahrzehnten entstandenen Staudämmen des Zweistromlandes, doch bedeutungsvoll als Retter Bagdads. Denn seit der biblischen Sintflut sind Euphrat und Tigris fast jährlich über ihre Ufer getreten, nach dem Winterregen und wenn das Schmelzwasser vom Zagrosgebirge kam. Immer wieder hat die Flut Siedlungen zerstört und Tausende von Menschenleben gefordert.

Bagdad war besonders gefährdet, weil der Tigris dort einen Engpaß durchfließt. Im Winter 1954 brachen die Deiche zum letzten Mal, und die Bewohner der Hauptstadt standen nächtelang im Wasser, um Sandsäcke zu schichten und Haus und Leben zu retten. Weitherum lagen Felder und Dörfer verwüstet, und auf Jahre hinaus war an keine Ernte mehr zu denken.

Heute findet die Sintflut nicht mehr

statt. Bagdad ist außer Gefahr, weil in Samarra, rund hundertfünfzig Kilometer flußaufwärts schon 1958 die Stromsperre fertiggestellt wurde. Der Damm durchquert den Tigris mit einer Gesamtlänge von zwölfhundert Meter, und siebzehn Schleusen regulieren den Wasserstand. Um die gewaltigen Frühjahrsfluten zu fassen, mußte ein Kanal angelegt werden, welcher das Wasser abführt ins Wadi Tharthar, eine Wüstendepression von größerem Fassungsvermögen als das Tote Meer. Hundertvierzig Ingenieure und dreitausend Arbeiter sind hier am Werk gewesen und allein für den Kanalbau wurden vierzig Millionen Kubikmeter Erde bewegt. Mehrere Dörfer mußten weichen, und auch die wichtige Bahnlinie, welche Bagdad mit Istanbul und Europa verbindet, mußte verschoben werden.

Dafür leben die Bauern jetzt in besseren Siedlungen, und sie haben dem Kanal entlang neuerschlossenes Land zum Pflügen erhalten. Auf der neun Meter breiten Asphaltstraße des Dammes überholen eilige Automobile bedächtig schlurfende Dromedare. Die Technik hat den alten Strom besiegt, und die Menschen brauchen seinen Zorn nicht mehr zu fürchten. Vielleicht würde Noah heute auch keine Arche mehr bauen.

Abdallahs Kapitalanlage

Nachts leuchten riesige Fackeln in der Wüste. Moderne Wunderlampen Aladins, die den Fortschritt nach Arabien brachten. Sie brennen im Irak, auf den Bahrein-Inseln, in Kuwait und Saudi Arabien – Abgase des Erdöls.

Als Musterbeispiel einer fast unglaublichen Wandlung gilt Kuwait. Vor dreißig Jahren war es noch eine kleine, unbedeutende Araberstadt am Persischen Golf, deren Bewohner Perlen fischten und prachtvolle Segelschiffe bauten. Man raunt sogar, sie hätten auch Gold geschmuggelt und mit Sklaven gehandelt. Doch war dies nicht so leicht auszumachen, wenn die Händler teilnahmslos mit ihren Gebetsketten spielend in den dunklen Basargassen hockten.



Schulkinder in Kuwait

Es ist noch still gewesen damals; man vernahm vom Hafen her die dumpfen Schläge auf hölzerne Schiffsplanken und manchmal drang Kamelgebrüll herein, wenn eine Karawane aus Basra beim Stadttor angekommen war. In der kleinen Stadt regierte ein kleiner, ebenso unbedeutender Scheich, der Abdallah hieß und

am allerliebsten mit seinen Falken auf Gazellenjagd in die Wüste hinausritt.

Da hat sich manches geändert. Das Scheichtum in jener glühenden, gottverlassenen Ecke Arabiens ist als das ölreichste Gebiet des Nahen Ostens bekannt, und die Jagdfalken des regierenden Fürsten reiten jetzt auf dem Rücksitz des Cadillacs wüstenwärts. Die alte Stadtmauer von Kuwait wurde geschleift und die traditionellen Lehmhäuser sind eleganten Betonpalästen gewichen. Breite, mit Bäumen gesäumte Asphaltstraßen, moderne Hafenanlagen, eine eigene Fluggesellschaft und beste soziale Bedingungen ergänzen den arabischen Musterstaat.

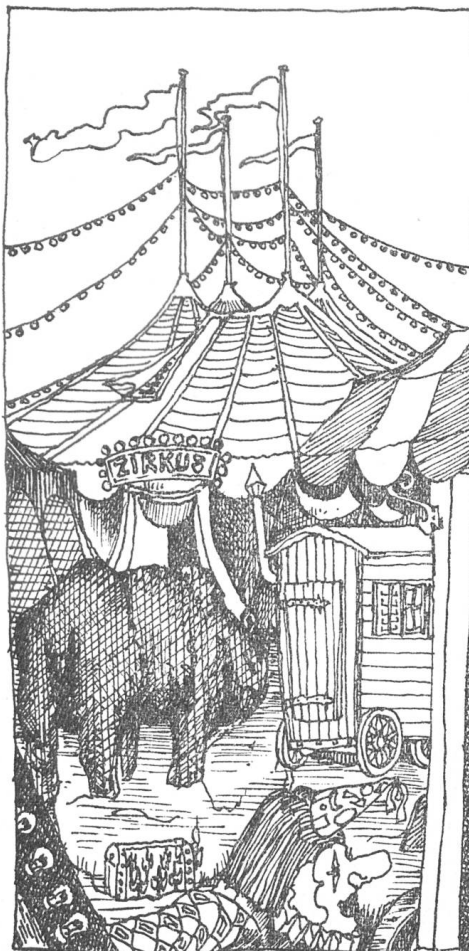
Als der Scheich von Kuwait Abdallah as-Selim as-Saba zu seiner eigenen Verwunderung fast über Nacht zu einem der reichsten Männer der Welt geworden war, dessen Einkommen von jährlich mehr als zweihundert Millionen Dollar selbst dasjenige der berühmten indischen Maharadschas übertraf, da überlegte er lang und gründlich, was mit dem vielen Geld wohl am besten anzufangen sei. Denn eines Tages, so dachte Abdallah, könnten ja die Ölquellen unter dem von ihm dominierten Wüstenfleck versiegen. Und was dann...?

Seine Kapitalanlage hieß Abc. Als Landesvater dachte er zuerst an die Kinder, seine eigenen und die Kinder seiner Untertanen. Gewiß hat der Scheich, wie man dies von ihm erwartete, ein paar hübsche luftgekühlte Paläste anfertigen lassen und die Garagen mit Autos in allen Ostereierfarben vollgestellt. Doch dies nur so nebenbei; denn vor allem baute Abdallah leidenschaftlich Schulhäuser.

In Kuwait Schulen zu besuchen, ist ein reines Vergnügen. Es gibt Schulen für kleine und große Kinder und auch

Vexierbild von heute

von Henry Wylder



Wo ist der Elefant?

Arabien

Schulen für Erwachsene, weil bis vor kurzem über achtzig Prozent der Bevölkerung Analphabeten gewesen waren. Mancher Händler hatte in seinem winzigen Laden zwar gute Geschäfte gemacht und auf seinem Zählrahmen blitzschnell rechnen, doch weder lesen noch schreiben können.

Der Lehrer einer Primarschule erklärte mir: «Ich kann einen Jungen nicht härter strafen, als wenn ich ihn nach Hause schicke und ihm verbiete, am nächsten Tag in die Schule zu kommen!»

Die Kuwaiti-Kinder tragen alle dieselben sauberen, praktischen Schulkleider und erhalten außer dem Unterricht auch eine tägliche Mahlzeit. Der Scheich sorgt dafür, daß alle satt sind und auch die sozialen Unterschiede überbrückt werden. Die Schule sorgt auch für Hygiene und ärztliche Betreuung.

Scheich Abdallah ist 1966 gestorben mit der Gewißheit, daß alle seine vielen hundert Kinder lesen und schreiben und sich mit ihrer guten Ausbildung auch in einer modernen Welt behaupten können. Die Schulen sind seine beste Kapitalanlage geblieben.

Könige Arabiens

Es ist noch nicht allzu lange her, daß man mit einer in Kuwait gebauten ‚Dau‘, dem Segelschiff Sindbad des Seefahrers, die saudische Küste ansteuerte. Jetzt benützt man die Düsenmaschine. Auch hier geht alles schneller.

Ich lande in Dhahran, der saudiarabischen Ölstadt. «Wie kam es eigentlich zur Entdeckung des Erdöls in diesem Gebiet?» fragte ich einen Experten im luftgekühlten Büro.

«Eigentlich begann es damit, daß die Pioniere Schmetterlinge suchten.»

«Schmetterlinge in der Wüste – dann wohl eher Heuschrecken...!»



Blinde beim Weben

Doch der Mann bleibt ernst. «Das war 1932. In Persien hatte man schon Öl gefunden, darauf in Kuwait, Irak und in Bahrein, wo die Bewohner ihre mörderische Perlenfischerei aufgaben, um sich eines längeren Lebens zu erfreuen.»

«Also begann ein Rausch des schwarzen Goldes?»

«Ungefähr. Jedenfalls suchte man fieberhaft nach neuen Quellen. Von Bahrein blickten die Geologen zur saudischen Küste und erkannten dort dieselben ölversprechenden Sedimente. Doch war Ibn Sauds Wüstenkönigreich damals noch verschlossen; man wollte dort nichts zu tun haben mit den ‚Ungläubigen‘ und ihrem Hokus-pokus...»

«Daher die Schmetterlingsaktionen!» geht mir nun ein Licht auf, und der Experte lacht: «Es gab auch rothaarige Amerikaner irischer Abstammung, die als Beduinen verkleidet behaupteten, Wasser zu suchen, was einem Araber schon eher hätte imponieren können. Doch von Al-Hasa bis nach Riyadh und Jeddah piffen es die Spatzen von den Dächern, daß die hellhäutigen Teufel weder echte Wüstensöhne waren, noch für Schmetterlinge oder sonstiges Geflügel Interesse zeigten. Und was das Wasser betraf – Allah sei ihnen gnädig – sie tranken gelben Schnaps!»

Den Whisky hat der strenggläubige König alsbald verboten. Da aber Schatzmeister Suleiman wieder einmal leere Kassen meldete, hat Ibn Saud 1933 für gute Dollars, zahlbar in Gold eine erste Schürfkonzession erteilt.»

«Und dann begann das Schwarze Gold zu fließen?»

«Die verkappten Geologen mußten noch volle vier Jahre im Sand wühlen

und zahllose Gesteinschichten durchbohren bis sie 1937 in einer Tiefe von vierzehnhundert Meter fündig wurden.»

Seither vernahm man viele phantastische Geschichten von den märchenhaft reichen Königen Saudi Arabiens. Die Story des alten Königs Ibn Saud hatte kein happy end. Und man fragt sich, ob Arabien ohne Erdöl nicht glücklicher geworden wäre; durch eine ruhigere Entwicklung abseits von blutigen Revolutionen, Krieg und gefährlichen Weltwirtschafts-Interessen...?

Der damals schon alternde Wahabitenkönig war dem plötzlichen Reichtum nicht gewachsen. Als er noch arm gewesen war und seinen Soldaten kaum den Sold bezahlen konnte, soll Ibn Saud lachend erklärt haben: «Für eine Million Dollar können die Amerikaner meine Wüste auf den Kopf stellen!» Denn soviel Geld hatte er noch nie beisammen gesehen. Als der Monarch 1953 starb, betrugen seine Gewinnanteile pro Woche eine Million.

Der königliche Schatzmeister hatte unentwegt neue Goldtruhen anfertigen lassen; denn auf die Idee, das Vermögen auf die Bank zu bringen, wäre vor 30 Jahren noch keiner gekommen. Ibn Saud hat auch viel ausgegeben für Paläste mit Harem und herrlichen Gärten und für ungezählte Strassenkreuzer, die gelegentlich in der Wüste liegenblieben. Luxus wurde groß geschrieben.

Fragt man jedoch einen einfachen Mann auf der Straße von Riyadh oder einen Beduinen im Ziegenhaarzelt: sie alle haben ihren König geliebt, weil er ein gütiger Mensch war. Jeder, auch der ärmste Untertan konnte zu ihm kommen und von seinen Sorgen reden. Keiner kam vergeblich; der König half und gab allen von seinem Überfluß. Daß er selber in Pracht und Herrlichkeit lebte, galt als sein gutes Recht nach altarabischem Brauch.

Nur Planung hat der alte Monarch noch nicht gekannt. Er war von Schwindlern und Intriganten umgeben, die alle gierig wie Hyänen von

Vier Photos

Thema: Hügel

Photographen: Candid Lang, Walter Studer (2/3), Hans Baumgartner.

Arabien

dem Reichtum so viel wie möglich zu erraffen suchten. Der einstige Wüstenkrieger, krank und nahezu blind vermochte sich nicht mehr zu wehren. König Abdul Aziz Ibn Saud starb einsam und verbittert.

Ibn Sauds dritter Sohn hat heute das Erbe übernommen: Faisal kennt die moderne Welt, weiß klug zu verhandeln und plant für die Zukunft. Er macht nicht viel von sich reden und hat als König des größten Nahost-Staates selten Schlagzeilen geliefert. Ja, mancher Untertan war enttäuscht von seiner Glanzlosigkeit; daß Faisal auf den legendären Luxus verzichtet, sich mit einer einzigen Frau begnügt und oft seinen Wagen selber steuert.

«Wir brauchen qualifizierte Leute auf wirtschaftlichem, technischem und sozialem Gebiet», erklärte mir König Faisal in Riyadh. «Bisher holten wir Ingenieure und Ärzte aus Europa und den Vereinigten Staaten, die Lehrer aus Palästina, Syrien und Ägypten; dies bedeutet lediglich einen Anfang, noch keine Zukunft. An der Zukunft müssen wir selber aktiv beteiligt sein! Wir dürfen uns nicht mit importierter Leistung begnügen, sondern müssen aus eigenen Kräften weiterkommen. Erst die Selbständigkeit garantiert uns eine gesunde Entwicklung des Landes.»

Das saudische Staatsbudget bestätigt, daß dies keine leeren Phrasen sind: zehn Prozent des Einkommens werden für Erziehung ausgegeben. 1954, nach dem Tode des alten Königs existierten nur 230 Schulen im ganzen Land, zehn Jahre später waren es 1076, und hundert weitere Schulhäuser werden jährlich fertiggestellt. Seit 1957 besitzt die Hauptstadt auch eine eigene Universität, doch der König war ungeduldig, weil er noch immer zu viele Studenten ins Ausland schicken mußte. Ein großer luxuriöser Empfangspalast in der Hafenstadt Jeddah schien ihm überflüssig für seine eigenen Bedürfnisse: «Da ließe sich eine zweite Universität unterbringen!» Heute bevölkern Studenten die einstigen Prunksäle.

In den Städten Saudi Arabiens fand

ich keine Bettler mehr. Blinde lernen in einem Heim die Brailschrift lesen, weben und Körbe flechten, Invalide und Kranke werden in Spitälern betreut. Für arm und reich ist die Behandlung unentgeltlich; zu extrem schwierigen Operationen wird der Patient – wiederum auf Staatskosten – ins Ausland geflogen.

Um den Fortschritt seines Landes zu gewährleisten, verläßt sich der König nicht allein auf das wunderbare Öl, könnte es doch genau so wie die Kohle einmal seinen Wert auf dem Weltmarkt verlieren. Daher wurde ein besonderes Ministerium für die Erforschung und Ausbeutung von Bodenschätzen geschaffen. Im gebirgigen Hedschaz entlang der Rotmeerküste und in verschiedenen vulkanischen Gebieten wird das Gestein auf Mineralien untersucht. Das Land ist reich an Erzen, indessen müssen auch die zum Abbau notwendigen Transportwege erstellt werden.

Zwischen Sand- und Stein- und Felswüsten schafft auch die Entwicklung der Landwirtschaft Probleme. Die zentral gelegenen Oasen haben durch Verbesserung der Arbeitsmethoden, sinnvoll geplanten Anbau und Mechanisierung ihre Produktion vervielfacht; die Fellachen lernten mit Traktor und Kunstdünger umzugehen und

freuen sich über die reiche Ernte neuer Gemüsearten. Doch versprechen Tomaten und Melonen ebenso wenig Profit wie etwa Eisenerz, wenn der Transport zum Absatzmarkt per Flugzeug erfolgen muß.

Also Straßenbau. Das kostet Geld und sehr viel Zeit in einem Land von nahezu zwei Millionen Quadratkilometern, das bisher nur Karawanenwege kannte und dessen Entwicklung mit dem Erdöl, praktisch aber erst vor eineinhalb Jahrzehnten begonnen hat. Trotzdem beginnt der Sand Früchte zu tragen.

*

Mancher politisch interessierte Leser wird in meinem Arabienbericht Ägypten vermissen. Doch habe ich mich bewußt auf den eigentlich arabischen Raum – die Halbinsel zwischen Afrika und Asien beschränkt. Ideell, durch Sprache und Religion verbunden, gehören Ägypten und die anderen nordafrikanischen Staaten dazu, nicht aber ethnisch und geographisch. Die religiöse Grenze müßte noch viel weiter gezogen werden; ist doch der Islam über die Türkei, Persien und Pakistan, weite Gebiete Indiens bis in den Fernen Osten verbreitet. Indessen – vom ägyptischen Nilland kann vielleicht später einmal die Rede sein. ●

Flughafengebäude in Dhatan

